

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Kriegerdenkmals-Enthüllung.

Ein Stimmungsbild aus Bayern.

Von Oskar Maria Graf.

Zu einer imposanten Feier kam es neulich, als in unserem Pfarrort das Kriegerdenkmal für die Gefallenen aus unserem Gau enthüllt wurde. Die Bauernschaft aus allen umliegenden Dörfern strömte zusammen. Ein offener Gottesdienst am Fuße des Denkmals wurde abgehalten. Vollzählig marschierte der Veteranenverein auf, der Gesangverein unter der rührigen Leitung des Herrn Hauptlehrers Nagel leistete Vorzügliches und eine eigene, sehr umfangreiche Musikkapelle schmetterte durch die sahen- und girlandengezierte Dorfstraße. Die Böller krachten unausgesetzt vom frühen Morgen bis zum Mittag. Fünf Majore in feldmarschmäßiger Uniform, von denen einige hier Güter haben und einige meistens ihre Sommerfrische hierorts verbringen, und der Bezirksamtmann, der als Rittmeister im Feld eine Traintolonnie befehligte, waren zugegen. Pfarrer Mair predigte fernig. Unvergeßlich werden seine Worte jedem bleiben.

„Indem daß wir versammelt sind, christliche Zuhörer und Feldsoldaten, vor dem Denkmal unserer Gefallenen, möchte ich schließen: Unser verstorbener Landesherr, den wo unser Herrgott eingeseht hat und den wo die Juden ins Grab 'bracht haben, er lebe Hoch! — Hoch! — Hoch!“ so schloß er und alle stimmten begeistert ein. Schier war's als ob die Luft erzitterte.

Im Namen der Frontsoldaten und des Kuffhäuserbundes legte Major Ammetsberger einen Lorbeerkrantz nieder, ebenso der Bezirksamtmann, die Vereine und die anderen Majore, die verschiedenen Dörfer und die Pfarrei.

„Bauernburschen! Männer und Kameraden!“ hub Ammetsberger alsdann an: „Ich möchte an diesem Grabe wiederholen, was ich als Soldat immer gesagt habe: Lieber bayrisch sterben, als preißisch sterben!“

Ein mächtiger Beifall erscholl. Er wartete bis es ruhiger geworden, und fing von neuem an: „Dieses Denkmal, meine sieben Kriegskameraden, wird aushalten, länger als wir allseam und wird uns immer zeigen, daß wir tapfere Bayern jederzeit wieder losgehen, wenn unser Landesherr uns zu den Fahnen ruft. Zuvor aber, möchte ich euch eus Herz legen, Männer und Weiber, — zuvor heißt's unser Land austreten und den alten militärischen Geist zusammenzuhalten. Die Volksoerräter müssen weg!“ Erneuter Beifall. „Unser tapferes Bayernland muß jüdenrein werden!“ Furchtbarer Beifall. „Und als Führer der vierzehnten Kompagnie fühle ich mich verpflichtet“, rief Ammetsberger mit erhabener Stimme, „auch auf die Disziplin aufmerksam zu machen und euch daran zu erinnern, daß wenn der Sauftall mit Berlin nicht bald aufhört, seine königliche Hoheit mir persönlich gesagt hat, daß wir dann allein angreifen!“ Während des brausenden Jubels wischte sich der alte Major den Schweiß aus dem Gesicht und rief dann noch lauter: „Männer und Kameraden! Ich möchte bei dieser Gelegenheit erinnern, daß eine hohe Persönlichkeit zum heutigen Freudenlag für jeden Krieger und Frontsoldaten Freibier bis zu zwei Maß und ein doppeltes Essen gestiftet hat!“ „Hoch! — Hoch! — Hoch!“ schrie alles ringsherum.

„Und zum Schluß möchte ich euch auffordern mit mir einzustimmen“ endete Ammetsberger jetzt und schwang Säbel und Helm: „Unsere königliche Hoheit, unser tapferes Bayernland und unsere Gefallenen sie leben — Hoch! — Hoch! — Hoch!“

Die Zurufe endeten nicht und alles klatschte in bester Stimmung, sämtliche Majore und der Bezirksamtmann schwenkten immer noch ihre Helme und suchtelten mit den blanken Säbeln in der Luft herum.

Dummerweise fing die Musik zu früh an und trotz seines erregten „Pffff! Pffff!“ kam der Veteranenvereins-Hauptmann Hungerer nicht mehr zu Wort. Ammetsberger, der die bedrohliche Wendung erkannte, vertöpfete ihn aber auf nachher in der Post-Wirtschaft. Der Gesangverein gab noch das „heil unserm König, heil!“ zum besten und unter den Klängen eines Marsches setzte sich mit gefasstem Schritt und der „Wacht am Rhein“ der lange Zug in Bewegung. Im großen Saal beim Post-Wirt gab es für jeden zwei Portionen Schweinsbraten mit Knödel und je eine doppelte Portion Kalbs- oder gefüllten Brustbraten ohne Bezahlung. Zugleich wurden bei dieser Gelegenheit die Kuffhäuser-Abzeichen ausgeteilt und so kam endlich Hungerer zu Wort und sprach:

„Kameraden! Feldsoldaten, tapfere Bayern! . . . Indem wo mir grad vollzählig bei diesem Freudenfeste beieinander sind, möchte ich an das Silentium erinnern. Erstens hat der Herr Major Ammetsberger freundsicherweis' mit den anderen Herren die Kuffhäuser-Abzeichen mitgebracht! Der Orden kost' achtzig Mark für jeden, wert ist er keine Hundert! . . . Tapfere Bayern! — Feldsoldaten! — In Treie fest! — Anno siebzig bei Sedan hat's getracht wie zum heitigen Fest und den ganzen Vormittag. Kriegskameraden! . . . Feldsoldaten! Das bayrische Militär hat sich heite gezeigt, indem wo wir unser Dentmal enthüllt haben . . . Außerdem möchte ich das Wort ergreifen, indem daß Berlin nicht maßgebend ist! — die älteren Kameraden werden mir zustimmen und das wissen . . . Silentium! . . . Frontsoldaten, tapfere Bayern! . . . Denkt's ös noch an die Franzosen? . . . Sowas muß aufhören! Unsere Helden sind unvergeßlich, möcht ich erinnern! — Sowas ist ein Sauftall! . . . In Treie fest! Der Veteranenverein gibt absolut kein Parbon und ich möchte erinnern, daß die Juden anno siebzig nicht einen Pffferling dabei gewesen sind und vierzehne erst recht nicht! . . . Ich möchte das Wort ergreifen! . . . sowas hat sich aufgehört! Die Felerlichkeiten, möcht ich mit Herrn Major Ammetsberger einstimmen, daß die doppelte Portion Schweinsbraten und die doppelte Portion Kalbs- oder Brustbraten zehfrei sind. Und so möchte ich einstimmen, in Treie fest, mit mir einstimmen: Unsere königliche Hoheit, Kronprinz Rupprecht, und unser Veteranenverein, der Bauernstand, sie leben — Hoch! — Hoch! — Hoch!“

Der Jubel war nun auf ganzer Höhe. Nachdem aber in später Nachtstunde die Herren Militärs sich verabschiedet hatten, kam es zwischen Kurbel und Hungerer zu einem heftigen Aufeinander, weil Hungerer beim „Francoise“ das Verlangen stellte, daß die gesamte Tänzerschaft auf sein „Stillgestanden!“ stramm siehe.

„Ja, Himmiherrgottskrament! . . . Du hast ja Deiner Lebtig keine Kasern' g'sehn und viel weniger was anderes! . . . Und da reißt' das Maul auf!“, brüllte ihn der Kurbel an. Und — peinlich zu sagen — er hatte recht.

Der ungediente Veteranenvereins-Hauptmann Hungerer wollte tief getränkt sein Amt auf der Stelle niederlegen. Aber, indem daß er so schwunghaft reden konnte, wußte man ihn zu beschwichtigen und das schöne Fest durfte einen harmonischen Ausgang nehmen.

Aufnahme ins Frauengefängnis.

Von Marie Harder-Hamburg.

Jeden Tag neue Gesichter — sechs oder fünf oder dreizehn, wie es gerade kommt. Frauen und Mädchen, alle und junge; manchmal recht alt, manchmal auch sehr jung, so jung, daß man die Zähne aufeinanderbeißt, wenn man sich das junge Gesicht hinter Gitterfenster denkt. Und alle sind sie nach den starren und harten Paragraphen des rächenden deutschen Strafgesetzbuches verurteilt worden: ein oder zwei oder vier Wochen — Monate — Jahre. Man fühlt sich verlußt, die Hände zu Fäusteln zu ballen und sich oder jenen an den Kopf zu hämmern, ringend nach Klarheit durch all diese Wirnisse und Rätsel. Ja, Rätsel! Nicht zu lösen durch absolute Härte, auch nicht durch klug geformte Paragraphen; ihnen näher kommend schon durch ein warmes und gütiges Wort, nicht rein verstandesgemäß, um Gottes willen! Dadurch ist genug gesündigt worden und wird noch weiterhin genug verdorben satt gut gemacht. Aber menschlich mißfühlend, ohne eine Spur von Neugierde. So tut man noch manden Einbild:

Eine Siebzehnjährige, schwächlich, unterernährt: 14 Tage Gefängnis. Von klein auf in ärmlichsten Verhältnissen gelebt, in denen sie sich auch körperlich nicht entwickeln konnte, wurde sie jung aus der Schule genommen und verdiente ihren Unterhalt anfangs als Plätterin. In der Plätterei verwendete sie eines Tages drei Handtücher, um sie der aus dem Krankenhaus kommenden Mutter zum Geburtstag zu schenken. Aus Furcht vor Entdeckung ging sie nicht wieder an ihre Arbeit zurück. Nun natürlich kam sie gerade in Verdacht. Anzeige — Verurteilung — Strafe: 2 Tage Gefängnis; aber Strafausschub ihrer Jugend wegen. Nun ging sie als Dienstmädchen in Stellung. Weil sie kaum etwas anzuziehen hatte, kaufte ihre Broitgeberin ihr ein Kleid, das sie abverdienen sollte. Als sie etwa ein Jahr gearbeitet und sich das Kleid noch immer nicht verdient hatte, Helmweh nach der Mutter sie aber schon lange quälte, zog sie ein Kleid ihrer Arbeitgeberin an (ihr eigenes war verschlossen) und auch Schuhe von ihr. Außerdem nahm sie sich das

Reisegeld und fuhr geradenwegs zur Mutter, der sie alles beichtete. Diese schrieb an die „Beistehende“, wollte alles zurückschicken und in Ordnung bringen. Die Angelegenheit war inzwischen aber bereits Polizeisache geworden und irug dem Kind oben erwähnte 14 Tage Gefängnis ein. — Wäre die Gefängnisverwaltung nun nicht hell-sichtig genug, das Mädchen die ganze Zeit über zu isolieren, d. h. in der Zelle allein arbeiten, essen, lesen und träumen zu lassen, wer wollte dann die Folgen verantworten können?

Eine 22jährige Urkundenfälscherin mit ebenfalls 14 Tagen Gefängnis: sie stellte sich freiwillig und ab während der Aufnahme ein Stück Schokolade nach dem anderen. Ihre Antworten waren halblaut und trohig, ihr ganzes Benehmen überneruös. Tränen drängte sie hart zurück, aber sie hing an ihr doch sichtbar in den Augen. Auch sie hatte schon einmal Strafausschub bekommen. Die Brotarten hatten zu Hause nicht gereicht (1917), da hatte sie eine Karte so geändert, daß sie noch einmal Brot darauf holen konnte. Das trug ihr damals 3 Tage Gefängnis ein. (Es melde sich der brave Bürger, dem nie während der Kriegsjahre gesehwidrig ein Brot ins Haus kam!) Inzwischen war das Mädchen in verschiedenen Stellungen gewesen, ohne sich etwas zuschulden kommen zu lassen. Da traf sie es schlecht bei einer Berliner Familie. Arbeit von Sonnenaufgang bis in die Nacht, keine Erholung, erbarmliche Behandlung. Schließlich lief sie fort, dummerweise nicht am helllichten Tag, sondern spät des Abends. Ueber das Wohin hatte sie sich in ihrer Not keine Gedanken gemacht. So griff die Sitten-polizei sie auf. In ihrer Angst vor der Polizei gab sie in der Wache einen falschen Namen an und unterschrieb sich auch so. Aber das Gewissen quälte sie. So ging sie zurück und gestand die Fälschung. Anklage — Urteil: 14 Tage Gefängnis. — Auch sie blieb allein. Eines Tages fand ich sie weinend in ihrer Zelle vor, mir klagend: „Wer will denn noch etwas wissen von einem Menschen, der im Gefängnis war!“

Mit schnippischem Mundzucken gibt eine Prostituierte ihre Personalken an. 21 Jahre alt. Alles an ihr ist kühlste Ueberlegenheit. Im Augenblick fühlt man sich völlig machtlos und hat einen bitteren Geschmack auf der Zunge. In ihrem am nächsten Tag geschriebenen Lebenslauf heißt es: „Da meine Mutter als ledige Frau ihrer Arbeit nachging und sich um mich nicht kümmern konnte, kam ich schon mit drei Jahren von ihr fort. Nach meiner Schulentlassung erlernte ich zuerst den Haushalt, dann das Schneidern. Da mir der Verdienst zu gering war, ging ich an die Bar. Durch den vielen Umgang mit Männern kam es, daß ich den richtigen Beruf fand. Jetzt bin ich ins Gefängnis gelangt und sage trotzdem noch einmal: „Ich bin und bleibe ein Mädchen fürs Geld!“ — — — Da fühlt man sich einen Augenblick versucht, so ein Menschenkind regelrecht zu schütteln und zu rütteln, um das zu wecken, was an Gutem noch unter all den angesammelten Schlacken ruht. Und man läßt es doch bleiben, wenn man auf die triumphierend geschriebenen letzten Worte schaut, denkt sich hinein in dieses Mädchens Leben, läuft es zurück, steht entsezt die zahllosen Prügel, durch die es gewatet ist, geht weiter zurück und findet, daß nie eine gültige Mutterhand dem Kind einen Weg wies, einen sonnigen Weg, nicht einen. Das Mädchen wurde einfach in die Welt gesetzt und dann sich selber überlassen. Nun ist sie ihrer Geschlechtsbestimmung verflant, steht in ihr die stärkste Waffe, mit dem Leben siegreich zu ringen und findet aus diesen Irrungen nie oder doch nur schwer heraus.

Aus Deutsch-Böhmen ein Zugang. Straftat: Betteln. Dieses 35jährige, unverheiratete Menschenkind hat mit dem Gefängnis noch nichts zu tun gehabt. Sie ist totunglücklich und erzählt, sie habe Hunger und kein Geld, auch keine Arbeit gehabt und sich nun ein Stückchen Brot erbettelt. Sie macht einen sauberen und vor allem keinen arbeitscheuen Eindruck. Aber — mager — unterernährt — im Gesicht einen wehen Leidenszug, als habe sie keinen Menschen, dem sie sich mal könnte aussprechen. Drei Kreuze als Namensunterschrift besagen, daß sie nie eine Schule besucht hat. Und in ihrer bescheidenen Art erzählt sie, daß sie mit 6 Jahren einem Bauer 3 Kühe hütete, vielmehr hätte hüten sollen, damit sie nicht ins Korn gingen. Und die hätten es dennoch getan und sie mit hineingezogen, wenn sie sie hätte am Schwanz festgehalten. Aber die Wäsche für die ganze Familie ihres Brotgebers hat sie mit 10 Jahren schon waschen müssen und können. Nicht umsonst waren ihre Glieder ihr jetzt schon steif geworden. Hier im Norden gedachte sie nun besseres Brot zu finden, mußte es aber sich teils erbetteln und —

Eine intelligent aussehende Kontoristin tritt trohig auf, weiß sie wie der im Gefängnis ist. Nun zum dritten Male. Die Eltern wissen sich keinen Rat mehr. Und das Mädchen sagt von sich: „Ich weiß, daß ich es meinen Eltern nicht mehr antun darf; immer wieder haben sie mir verziehen. Aber wenn ich in einem günstigen Augenblick etwas sehe, das ich haben möchte, kommt es wie ein Raub über mich, wie Trunkenheit — ich muß es haben. Nachher bin ich ruhig. In der Anstalt ist sie eine der Besten. Und man mag sie leiden. Sie trägt auch — genau wie früher — den festen Vorfaß in sich, nicht erneut in Strafe zu fallen. Bei den Eltern wohnt sie längst nicht mehr. Und das ist für sie die größte Gefahr, rückfällig zu werden. Sie müßte nicht allein stehen, sondern in einem Kreise lieber Menschen gütliche Aufnahme finden, Menschen, an denen sie Halt hätte und die sie anzufassen wüßten. Aber allein findet sie sich nicht mehr zurecht.

Wozu mehr aufzählen?! Mehr oder weniger ähneln sich alle „Fälle“, so verschieden sie auch immer scheinen mögen. Man sieht dazwischen als gesunder Mensch, aber nimmer als Richter, nur immer versuchend, mitgehen zu können, zu verstehen und zu begreifen, um nach Möglichkeit ihnen helfend beizuspringen. Und mit der rechten Liebe und dem rechten Einfühlen wird sich mancher beschwerliche Weg lohnen. Nur, wie eingangs schon gesagt, rein verstandesmäßig

darf man die tausend Probleme nicht lösen wollen. Das fruchtet nicht. — Am bittersten aber ist es mir, wenn ich junge Menschen-finder kleiner Vergehen wegen ins Gefängnis kommen sehe und daran denke, wie so mancher, der sich niemals fangen läßt, immer wieder durch die weiten Gesehsmachen schöpft, einem Spruche gleich, den ich irgendwo und irgendwann mal las; etwa so:

„Gesehe sind Spinnewebn zu vergleichen, die von den großen Fliegen durchbrochen werden, während die kleinen hängen bleiben. . . .“

Land der Zukunft.

Von Dr. Reinhard Streckert.

Von New York führte uns eine herrliche Seefahrt von sechs Tagen nach New Orleans, der Stadt voll romantischer Erinnerungen an spanische und französische Kolonialbestrebungen und Kämpfe. Aber dieses alte New Orleans mit seinen früheren Regierungsgebäuden, Kirchen, Plätzen und Verandahäusern ist heute nur noch ein kleiner Kern, rings eingerahmt von der modernen sich weit entfaltenden Handelsmetropole, dem New Port des Südens. Ebenso wie das alte spanische Fort, das vor 200 Jahren feindliche Indianerstotillen auf dem Lake Pontchartrain in Schach hielt, heute von den Attraktionen des modernen Vergnügungsrummels umgeben ist. Auf dem noch gut erhaltenen alten Markt rührte mich das Bild eines weihhaarigen runzeligen Negers, der hier in seiner Jugend sicher noch das Fellbieten seiner schwarzen Leidensgefährten miterlebte. So kurz liegt doch erst das Zeitalter von Onkel Toms Hütte hinter uns. Die Ueberwindung der Weltkriegsbarbarei wird, fürchte ich, längere Zeit in Anspruch nehmen. Die Werftanlagen am Mississippi sind voller Leben, um die Produkte des Mississippi-beidens nach allen Erdteilen zu verschicken. Im Süden der Stadt dehnt sich der prachtvolle Audubonpark mit seinen Palmen und Schirmleichen aus, ein beliebter Picknickplatz der Bevölkerung, der zugleich durch öffentliche Sammlungen zum zoologischen Garten entwickelt werden soll. Schon sieht man Alligatoren, Affen und Büffel das ihnen zusagende Klima hier im Freien genießen. Im Norden ist vor wenigen Wochen der Kanal vom Mississippi zum Lake Pontchartrain fertig geworden. Wir sehen einen 8000-Tonnen-Dampfer einfahren, und die schwere Eisenbrücke hebt sich, um ihm den Weg freizugeben. Ueberall leistungsfähige amerikanische Technik, die von unseren einseitig gebildeten Militärs so sehr unterschätzt worden ist. Sie ist auch mit der Kanalisierung der ungeheuer weit ausgedehnten Riesenstadt fertig geworden, deren tiefe Lage unter dem Mississippipegel die größten Schwierigkeiten machte. Wegen dieser Lage sind die großen Friedhöfe zu Totenstätten geworden, wo man die Belchen in oberirdischen Steinbauten bestattet, um sie nicht dem Wasser auszuliefern. Das Trinkwasser, früher einfach dem schmutzigen Fluß oder den Regensternen entnommen, wird jetzt durch ein gewaltiges Wasserwerk gereinigt. Den Rundblick über die Stadt genieße ich von einem der riesigen 6 Stock hohen Regierungsgebäude, die als Lager für Kriegsmaterial nach echt amerikanischen Maßstäben am neuen Kanal errichtet wurden. Man investierte hier so viel in Kriegszwecke, daß Amerikas wegen die Menschenschlächterei noch 10 Jahre lang hätte dauern können. Bei uns zu Hause aber fäselten die Loren davon, daß auch Amerika zusammenbrechen würde, wenn Deutschland nur noch 14 Tage ausgehalten hätte.

Von New Orleans geht es in 34 Stunden mit der Bahn nach El Paso, das nur durch den Rio Grande von dem mexikanischen Ciudad Juarez getrennt ist. Ohne die geringsten Passschwierigkeiten ist ein Besuch über die Brücke hinüber zu Fuß oder per Straßenbahn möglich. Welch ein Kontrast! Hier die amerikanische Großstadt mit ihren Wolkenkratzern, Hotels, Schulen und sonstigem Zubehör, dort eine Ansammlung arbeitsloser Lehnhütten, und beides doch in gleichem Klima auf gleichem Boden, am gleichen Strom! Romanische Art gegen angelsächsische. Prohibition auf der einen Seite, Kneipe neben Kneipe auf der anderen. Das armselige Volk drüben aber hat außer der Kirche und gelegentlichen Stierkämpfen keinerlei Erholungsmöglichkeit. Eine solche Lumpenarmut wie vor den heiligen Holzbildneren in der Guadalupe-Missionskirche in Juarez habe ich in meine mLeben noch nicht gesehen. Auch die Schule, die ich besuchte, brachte sämtliche Jahrgänge ihrer Kinder in einem einzigen höchst dürftigen Raum unter. Trotz des Flusses keinerlei Kanalisierung. Hinter den Hütten trocknen die menschlichen Exkremente in der Sonne. Die Fliegen haben es von da nicht weit zur Markthalle. Man wundert sich, daß inmitten all dieser Armut Militär und Polizei doch einen ordentlichen Eindruck machen. Allerdings, die Reiter, die vom Lande hereinkommen, tragen alle Schießwaffe, Munition und Dolch bei sich, was nicht gerade auf übermäßige Sicherheit des Verkehrs schließen läßt. In Erinnerung an unsere Halenkreuzer und Nationalsozialisten hat man freilich auch als Deutscher leider Grund zur Bescheidenheit bei solchem Anblick.

Schließlich Stunden weiter stehen wir an der Eingangsporte zum gelobten Lande Kalifornien, in Yuma am Colorado. Stunden- und stundenlang führte uns der Zug durch wüste, unbefiedelte Strecken, endlose Flächen mit verrodetem Buschwerk und riesigen bis zu 10 Meter hohen Kakteen. Mit phantastischen zackigen Umrissen unterbrechen malerische, aber kahle Bergzüge die Eintönigkeit. Hier und da kann noch einiges Vieh sein Futter finden oder wird Del erbohrt oder schafft künstliche Bewässerung eine Oase. Das gibt dann kleine menschliche Ansiedlungen. Der Boden an sich ist teilweise gut, das Klima auch, nur fehlt das Wasser. Mit amerikanischer Großzügigkeit wird von Yuma aus diesem Mangel abgeholfen. Unter Aufwendung von Millionen Dollars wird das Wasser

des Kolorado- und Gilaflusses verteilt und hunderttausende von Aekers in fruchtbares Land verwandelt, das Zitronen und Baumwolle oder Trauben oder Viehfutter trägt. In etwas fernerer Zukunft taucht schon das Bild der Schiffbarmachung des Kolorado und eines Seehafens am Golf von Kalifornien auf. Auch hier wieder Amerika das Land der Zukunft, während Europa an der erblichen Belastung seiner Vergangenheit zugrunde zu gehen droht. Heute zählt Duma 4000 Einwohner. Wer weiß, wieviel nach 10 oder 50 Jahren? Einst mündete hier der Kolorado in den Kalifornischen Golf, dann verschüttete der Fluß den nördlichen Golfteil. Jetzt will menschliche Energie ihm seine Beute wieder abringen. Das eine erhöhte Flußufer trug früher ein Fort, jetzt steht dort oben eine Indianerschule mit Internat und allem sonstigen Zubehör. Amerika will auch die Indianerfrage wie die Negerfrage mit den Mitteln der Erziehung zu lösen suchen. Die Anschläge am Verwaltungsgebäude, welches nicht nur für die Schule, sondern für die ganze hier angrenzende Indianerreservation den Regierungssitz bedeutet, warnen vor zu ausgedehnten Festlichkeiten, vor allzu wilden Tänzen, vor berausenden Getränken, mahnen zur Arbeit und Sparsamkeit. Ein Stück recht patriarchalischen Regimentes inmitten einer modernen Demokratie. Wird es auf diesem Wege gelingen? Wird sich der rote Mann, der einst Herr dieses Landes war, schließlich noch als bescheidenes Glied in die neue Ordnung fügen? Oder wird er doch an dem Widerspruch der Verhältnisse zugrunde gehen? Statt des kriegerischen Federhutes trägt er heute einen alten mexikanischen Schlapphut. In dürftiger europäischer Kleidung kommt er vom Land in die Stadt hereingefahren, um die Produkte seiner Farnerei abzusehen; aber hin und wieder auch Frauen in malerisch bunten Gewändern und Männer mit farbigem Band im glatten, schwarzen, langen Haar und mit scharf geschnittenen edlen Gesichtszügen, die alle Erinnerungen der Ledertrumpf-Lektüre wach werden lassen. Und diese Gestalten neben Negern, Japanern, Mexikanern und Weißen! Was gibt auch diese kleine Stadt wieder für einen charakteristischen Auszug aus dem ungeheuer vielgestaltigen, zukunftsreichen, aber auch problemreichen Leben Amerikas!

Eindrücke aus dem Attentatsjahr 1878.

Von Paul Kampffmeyer.

Seit der Begründung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins waren fast fünfzehn Jahre verflossen, als der 21jährige Max Hödel-Lehmann am 11. Mai 1878 auf den deutschen Kaiser schob. Kaum war die Meldung von diesem „Attentat“ an das Ohr Bismarcks gedrungen, so telegraphierte er schon in die Welt hinaus: „Ausnahmegelehr gegen die Sozialdemokratie“. Einen Tag nach dem 15. Geburtstag der Sozialdemokratie, am 23. Mai 1878, wurde der in fliegender Hast hergestellte ausnahms-gesetzliche Entwurf mit 243 gegen 60 Stimmen vom Deutschen Reichstage abgelehnt.

Der Hödel-Schub hatte das Bürgertum in eine nervöse, zu gewalttätigen Ausschreitungen neigende Erregung versetzt, die nach dem Anschlag Nobilings am 2. Juni 1878 in wirklich gemeingefährliche Lokumtansfälle ausartete. Schwere Schuld an den epileptischen Krämpfen, in denen nun die Bourgeoisie wie wild um sich schlug, trug allerdings wieder die Bismarcksche Regierung, die wahre Delirium im Haß- und Verfolgungswahn durch folgendes Wolff-Telegramm entfesselt hatte: „Berlin, 2 Uhr nachts. Bei der späteren gerichtlichen Vernehmung hat der Attentäter Nobiling bekannt, daß er sozialistischen Tendenzen huldige, daß er auch wiederholt hier sozialistischen Versammlungen beigewohnt und daß er schon seit acht Tagen die Absicht gehabt habe, Seine Majestät den Kaiser zu erschließen, weil er es für das Staatswohl erspriesslich gehalten habe, das Stadtoberhaupt zu beseitigen.“

Diese telegraphische Meldung war grunderlogen; denn Nobiling hatte überhaupt nichts mit der Sozialdemokratie gemein, und er war in den Stunden nach dem Attentat garnicht vernunftfähig.

Am Attentatsstage befand ich mich Unter den Linden, und ich erinnere mich noch der Ansammlungen erregt distanzierender Menschen. In diesen Diskussionen wurde unter anderem auch Nobiling mit den „Ultramontanen“ in Verbindung gebracht. Es hieß: er wäre ein fleißiger Leser der „Germania“ gewesen. Als „sozialdemokratischen Nordanschlag“ gab erst später die von offiziellen Soldlinger bediente Presse das Nobiling'sche Attentat aus.

Wenige Tage nach dem Attentat des größt-wahnsinnigen Idioten Nobiling löste Bismarck den Reichstag auf; und nun setzte ein überhitzter, mit allen Waffen der Lüge und Demagogie gegen die Sozialdemokratie geführter Wahlkampf ein, der, in seinen äußerlichkeiten in den höheren Schulen nachgeahmt, dort zu einem lustigen Frosch-Mäusekrieg wurde. Die wenig beneidenswerte Rolle des „Königsmörderischen“ Sozialdemokraten wollte in diesem Kriege allerdings keiner spielen. Wir prügelten uns in der Quartier nur als Fortschrittler, Nationalliberale und Konservative. Ich erwähne diese Wahltraueren im Penale nur, weil sie im wahren Sinne des Wortes handgreiflich zeigen, bis zu welchem Grade die aufgeregte Attentatsperiode groß und klein politisiert hatte. Die politische „Parteibildung“ auf den höheren Schulen setzte aber erst tiefer mit der antisemitischen Propaganda der Söcker, Henrici und Förster ein, denn ihre derbe Redausprache redete gar verständlich zu einer Jugend, die vielfach noch dem rückständigen Beamtentum entstammte.

Die sozialdemokratische Bewegung war 1878 selbst dem gebildeten freisinnigen Bürgertum ein völlig unbekanntes Land, zu dem ihn keine verbindende Brücke hinüberführte. In seiner Kleidung,

in seiner Lebensweise, in seinen Kulturansprüchen sonderte sich der Mann der Arbeiterklasse noch streng von dem Mann der Mittelklasse und der Bourgeoisie ab. In blauem Arbeitskleid ohne Kragen ging der Arbeiter noch vielfach in die Fabrik. Er verkehrte in der „Destille“ und Kellertneipe. Die Vorstadtschmiere befriedigte sein ganz ungeläutertes Unterhaltungsbedürfnis. Zweideutige Couplets, die in großer Masse aus der kellerlichen „Gründerzeit“ herausgeboren waren, zotige Leierkastenlieder und blutige Kolportageromane waren überall in Umlauf. Die derbsten Verse der Berliner Gassenhauer dieser Zeit haften bis zur Stunde noch in meinem Gedächtnis. Der Schnapsgenuß war sehr im Schwunge, und bei der schlechten Ernährung des Proletariats waren betrunkene, torfelnde Arbeiter an den Sonnabenden ein häufiger Anblick. Aus den Fenstern der Kellertneipen drang oft ein wüstes Geschimpfe, schwere Schläge kauten nieder und zerschlugen die auf den Tischen stehenden Gläser und Teller. Laute Hilferufe zogen die Polizei herbei. Die Schutzmänner, die „Blauen“ wurden massenhaft in Prügeleien verwickelt. Der sogenannte „Blautoller“ tobte sich in den tiefsten Schichten der Arbeiterklasse noch ungezügelt aus.

Die Arbeiter wohnten vielfach in Hinterhäusern, die von den Fortschritten der Hygiene noch unberührt waren. Die Bewohner der Hinterhäuser benutzten oft die noch auf den Höfen gelegenen Aborte, da ihre Wohnungen noch nicht mit Wasserklosetts versehen waren. Von diesen Aborten verbreitete sich ein den ganzen Hof verpestender Gestank. Ueberdies lag auf den Höfen die „Sentgrube“, in die die Klosetts der Vorderhäuser ihren Inhalt ergoffen. Schon hygienisch war also eine scharfe Grenze zwischen Vorder- und Hinterhäuser gezogen, die der Hinterhäuser selbst bei sorgfältigster Reinlichkeitspflege nicht verwischen konnte.

Die bürgerlichen Witzblätter der Zeit stellten den Sozialdemokraten der siebziger Jahre durchweg als einen schmutzigen, betrunkenen Faulenzer dar, aus dessen Tasche eine Schnapsflasche schaute. Natürlich darf, als Symbol gewalttätiger Rohheit, dem Sozialdemokraten nicht der mächtige „Töfknäppel“ fehlen. Alle die Mängel der Zeit, die der von der Arbeiterbewegung noch nicht ergriffene Proletarier an sich trug, wurden von der bürgerlichen Presse dem Sozialdemokraten angeheftet. Und aus dieser Presse bildete sich das Bürgertum seine Begriffe von der sozialdemokratischen Bewegung. Ich selbst war höchlichst erstaunt, als ich den ersten Sozialdemokraten, den ich persönlich im Jahre 1878 kennen lernte, den Schneider Scharfenort, in einem feinen Gesellschaftsanzug sah, als er eifrig für den sozialdemokratischen Kandidaten Fr. W. Frischke agitirte. Ueberhaupt fielen mir die Verbreiter der sozialdemokratischen Stimmzettel vor den Wahllokalen wegen ihrer ordentlichen, anständigen Kleidung auf. Diese gut gekleideten Männer hatten doch gar nichts mit den Schreckbildern gemein, die die bürgerliche Presse von den Sozialdemokraten zeichnete.

Das Attentatsjahr 1878 vermittelte mir einen unvergeßlichen, mein Leben in mancher Hinsicht bestimmenden Eindruck: den Eindruck der Sozialdemokratie als einer allgewaltigen Massenbewegung. Im März 1878 an einem Sonntage formierten sich auf dem Mariannenplatz vor meinen Augen die Armeen der sozialdemokratischen Arbeitererschaft, die hinter dem Sarg des sozialdemokratischen Apitators August Heinsch schritten. Da erklang der Schritt der Arbeiterbataillone, von denen einst Ferdinand Lassalle prophetisch gesprochen hatte, da triumphierte gleichsam in der Doffentlichkeit eine neue, auf eine ungeheure organisierte Armeesich stützende Gesellschaftsklasse.

Hinter dem Sara August Heinschs gruppierten sich die ersten organisierten Arbeiterfrauen. Auch das war für Berlin ein unerhörtes neues Ereignis. Frauen in politischen Organisationszügen, Frauen in öffentlichen Versammlungen, Frauen auf der Rednertribüne! Ich erinnere mich noch des Gespöts der guten Tenten auf die „Präsidentinnen“ Hahn und Stegemann. Natürlich gaberte sie nur das Zeitungsgeschwätz aus der Tante Wof und dem „Berliner Tageblatt“ wieder. Die sozialdemokratischen Frauen des Jahres 1878, die vielverhöhten Frauen Hahn und Stegemann, haben durch ihre politische Betätigung auch den bürgerlichen Frauen den Zugang zu dem politischen Wahrtrecht und zu den politischen Aemtern eröffnen helfen.

Industrie.

Früh um sechs Uhr heulen die Sirenen. Dann lösen wir Lager die Nachtschicht ab. An die Stelle der höchstermüdeten treten die Wenigerermüdeten. Ganz ausgeruht sind wir niemals. Der Industriearbeiter hat keine Zeit zum Ausruhen. Das Ausruhen befohlen die Goldhaber der Industrie.

Unser Tagwerk beginnt polternd und schwarzrollend. Unser Tagwerk tritt uns als Nichtfreund entgegen. Unser Tagwerk: das ist die teuflische Sirene, deren Bestimme uns her-rief.

Räder schwirren. Kolben ächzen. Tiefes Del bedeutet tiefende Tränen unserer freiseinwollenden Seelen.

Feuer sauchen. Hämmer dröhnen wie Erdbebenstimmen.

Spindeln tanzen giftig. Webstühle zerreißen den Rhythmus heller junger Mädchenherzen. Schönheit des weiblichen Körpers wird erbarmungslos breitgetreten. Und Ruinen heißen wir die Seelen der alten Industriearbeiterinnen.

Industrie! Der Bürger weiß nicht, was hinter dem Worte steckt — Aber wir: die Proleten: wir kennen und fürchten und hassen die teuflischen Hexen: die gelbäugigen Sirenen: die Herrscherinnen im Reiche der Schloze. Mag Dortu.

Woran erkennt man das Alter des Menschen? Jeder Mensch schätzt ganz unbewußt das Alter eines anderen ab und wird so ungefähr das Richtige treffen, daß er den Jüngling vom reifen Manne und diesen wieder vom Greis unterscheidet. Eine genaue Bestimmung auf Jahre wird aber auch dem nicht möglich sein, der nicht nur so nach der Erfahrung schätzt, sondern mehr wissenschaftlich das Alter eines Menschen aus seinem Aussehen zu ergründen sucht. Dafür bieten sich zahlreiche immerhin wichtige Anhaltspunkte, die Dr. Kurt Staitmüller in der Zeitschrift „Umschau“ zusammenstellt. In frühester Jugend ist ein wertvolles Mittel für die Altersfeststellung die häufige Lücke zwischen Stirnbein und den beiden Scheitelbeinen, die sich bis zum Ende des ersten Lebensjahres deutlich tasten läßt und erst dann „schließt“. Wie beim Pferd das Gebiß als Altersdeutendmal betrachtet wird, so kann man auch beim Menschen aus den Zähnen wertvolle Schlüsse ziehen. Inseits der Dreißiger setzt ein allmählicher Abbau der Zähne ein; zu Beginn des vierten Jahrzehnts entstehen an den Schneidezähnen strichförmige Zahnbeinlinien, die um die 40 herum breiter und dunkler, mitunter ringförmig werden. Bei den Fünfzigjährigen sind die Höcker der Backenzähne gemöhnlich schon sehr deutlich abgeschliffen, und etwas später sind die Zähne deutlich „länger“ geworden infolge Schrumpfung des Zahnfleisches. Aber allzu großer Verlaß ist auf die Zähne als Wertzeichen für das Alter nicht, und bei so manchem trifft man in höheren Jahren — überhaupt keinen mehr an. Dagegen ist die Fettverteilung für verschiedene Altersklassen bezeichnend. Das Wangenfett der Jugendjahre, das sich in den Pausbacken der Kinder zeigt, verschiebt sich gegen Ende der 20er und in den 30er Jahren nach der unteren Hälfte des Gesichts; dann stapelt sich das Fett häufig am Kinn, Nacken und Bauch auf. Auch in der Haut steht manches für die Altersbeurteilung geschrieben. Um die Mitte des dritten Jahrzehnts läßt ihre Geschmeidigkeit schon merklich nach; an den oberen und unteren Augenlidern entwickeln sich Längsfalten, Nasenlippenfurchen, kleine Fältchen an der Schläfe, die sogenannten „Krähensfüße“, Stirnfalten verraten, daß die 20er Jahre vorüber sind. Im fünften Jahrzehnt verstärken sich die Fältchen in der Umgebung des Auges, und in den 50er Jahren stellen sich nicht selten Falten an Hals und Nacken ein. In den folgenden Jahrzehnten nimmt die Elastizität der Haut immer mehr ab; das Gesicht wird immer runzlicher. Nicht nur die Haut, sondern auch die Farbe des Gesichts gibt einen Anhaltspunkt. Der „rosige“ Teint der Jugend verschwindet meistens bereits im dritten Jahrzehnt; das Wangenrot beschränkt sich nun auf die Gegend der Jochbogen und vielfach mischt sich ein dunklerer Ton bei, der zuweilen bis in die 50er Jahre anhält. Bei den Sechzigern verliert die Gesichtsfarbe die rötliche Tönung, und es macht sich nun jene bläugelige Färbung bemerkbar, die dem Gesicht etwas Verwelktes und Greisenhaftes verleiht. Die Haare, die der Laie am häufigsten als Schätzungsmittel benutzt, sind ziemlich trügerisch. Manchmal sind sie überhaupt nicht mehr vorhanden, aber aus der Glatze und dem Ergrauen darf man nicht auf hohes Alter schließen, da diese Erscheinungen schon oft in den 30er Jahren auftreten. Charakteristisch aber ist der „Altweiberbart“ der Frau, und die langen horstigen Haare am äußeren Gehörgang lassen beim Mann auf über 45 Jahre schließen. Die vollkommen glatte Haut an der Hand des Kindes beginnt sich nach dem zehnten Lebensjahr zu faldern, und in den 20er Jahren treten auf dem Handrücken blaue Streifen auf, die sich in den höheren Jahrzehnten als blaue Stränge herausheben. Im hohen Alter ist dann die Hand knochig und derb, die papierdünn gewordene Haut legt sich in Falten und Fältchen, und Fleden auf dem Handrücken verraten ein sehr hohes Alter. Das kleine, steife, scharf gemeißelte Ohr der Jugend nimmt in den Mannesjahren immer mehr an Größe zu, an Steifheit ab. Im sechsten Jahrzehnt werden Muschel und Lappchen weik und schlapp. Der Mund wird nach dem Ende des Kindesalters größer, die Lippen werden wulstiger; im dritten oder vierten Jahrzehnt zeigen sich Nasenlippenfalten, während nach den 40er Jahren die Wulstung der Lippen wieder zurückgeht und damit auch das Lippenrot verblasst. Das genaueste Schätzungsmittel des Alters bietet das Auge. Aus der Prüfung der Akkomodation, der Anpassungsfähigkeit der Linse, kann der Arzt bei Kenntnis der Sehschärfe und Brechkraft bei jedem Mensch zwischen dem dreißigsten und sechzigsten Lebensjahr das Alter bis auf fünf Jahre bestimmen. Aber diese Zeichen am Auge sind für den Laien nicht erkennbar.

Naturwissenschaft

Der Haifisch als Heilmittel-Lieferant. Seit einiger Zeit hört man viel von einem Heilmittel Insulin, das ein junger Professor in Toronto, Kanada, erfunden hat. Es wird aus dem Pankreas, der Bauchspeicheldrüse, verschiedener Tiere, besonders vom Rindvieh, gewonnen. Das Insulin ist als Heilmittel oder wenigstens Linderungsmittel bei Zuckerkrankheit sehr in Aufnahme gekommen, und die kleine kanadische Universität hat, um der Nachfrage zu genügen, eine förmliche Fabrik anlegen müssen. Neuerdings gewinnt man das Insulin vorzugsweise aus dem Pankreas von Haifischen, die eigens zu diesem Zweck an der Küste von Florida gefangen werden. Das Pankreas von einem Haifisch liefert 200 Gramm Insulin. Ein besonders hingefandter Fachmann, Ellsworth, überwacht an Ort und Stelle die zweckmäßige Gewinnung des Mittels. Sonst wußte man mit den Haifischen weiter nichts anzufangen, als sie

zu Dünger zu verarbeiten, und höchstens noch, Del aus ihnen zu gewinnen. Sie sollen von allen Tieren die verhältnismäßig größte Bauchspeicheldrüse haben.

Stimmwechsel der Vögel. Die Stimme junger Bussarde klingt in der Regel etwa eine Oktave höher als die der älteren Tiere. Bei den Waldohreulen geht der Unterschied sogar bis auf zwei Oktaven. Die Stimme des jungen Waldkauzes liegt eine Quart höher als die des Vaters. Ein Stimmbruch, entsprechend dem Mutieren des Menschen, läßt sich außerdem bei jungen Heibelerchen, namentlich aber auch an jungen Buchfinken wahrnehmen, deren Jugendstimmern geradezu tonlos klingt. An jungen Hausenten kann man deutlich den Uebergang von der Kinderstimme zum Klang des erwachsenen Organs verfolgen. Sehr charakteristisch äußert sich der Wechsel beim jungen Haushahn, dessen scharfes, hohes Kikeriki ganz allmählich in das tiefe, dunklere Kükerrüü des erwachsenen Hofstranzen übergeht.

Erdkunde

Inseln aus ewigem Eis. Im ganzen Norden Sibiriens gibt es überall unter der Oberfläche des Bodens eine festgefrorene, mit Eisblöcken untermischte Erdschicht, die niemals auftaut. Im nördlichen Teil des Landes zeigt dieses Phänomen seine höchste Intensität. So gibt es in Jakutsk, der am linken Ufer des Lena gelegenen Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, keine Brunnen. Die Einwohner sind genötigt, im Sommer ihren Durst aus dem Wasser des Flusses zu stillen und im Winter geschmolzenes Schneewasser zu trinken. Denn der Boden, auf dem diese kälteste Stadt der Welt steht, ist auch während des Sommers hartgefroren. Geht man noch weiter nach Norden, so findet man unter dem gefrorenen Boden eine Eisschicht, die in dem Grade an Stärke zunimmt, in dem man sich dem Eismeer nähert. Auf dem Wasser des nördlichen Eismeres selbst finden sich Eisschichten an, die mit Schichten gefrorenen Erde wechseln. Noch eigenartiger aber sind die Eisinselfn in der Nähe der sibirischen Küste. Sie bestehen aus Lagerungen festen Eises, das mit einer dünnen Schicht Erde überdeckt ist, einer Schicht, auf der sich in dem kurzen arktischen Sommer eine in lebhaften Farben leuchtende Flora von Gras und Moos bildet. Man findet auf diesen Inseln Seen, auf deren Spiegel Eisbänke schwimmen, die niemals schmelzen. Die Küsten des Eismeres sind überall von riesigen Eisbänken umsäumt. Es handelt sich dabei aber nicht etwa um treibende Eisberge, die sich an Ort und Stelle gebildet haben, um niemals zu schmelzen. Auf den Lachowschen und auf den neusibirischen Inseln erheben sich hohe, aus Eis gebildete Hügel, und zwar nicht nur an den Küsten, sondern auch im Innern. Baron Toll, der diese Inseln in den Jahren 1886 und 1893 besucht hat, konnte feststellen, daß das Eis, aus dem sie gebildet sind, überall eine körnige Struktur zeigt und deshalb nicht aus Schnee entstanden sein kann.

Der moderne Prometheus.



Mit diesem Namen und in diesem Bilde kennzeichnete der große französische Maler Daumier das besiegte Frankreich des Jahres 1871. Ans scheint, daß Bild und Name für unser Deutschland von 1923 noch besser passen.